





Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbelle des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 176.

Samstag, den 30. Juli 1904.

19. Jahrgang.

Freigesprochen.

Familien-Roman v. Ludw. Büger.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Das nahegelegene Schloß, ein Gemisch von Renaissance und Barockstil, schien dem Manne außerordentlich zu gefallen? Er ließ sich auf einem am Ufer des Bächleins stehenden Baumstumpf nieder und blickte lange und unverwandt auf das alte Gebäude mit seinem breiten Balkon und seinen pittoresken Erker und Thürmchen. Dann holte er aus seiner Rocktasche eine kleine Leinwand hervor und begann zu zeichnen. Schon war das Schloß in seinem Detail auf's Papier gebracht und der Hintergrund in zarten Linien angedeutet, als eine seltsame Veränderung in seinem Wesen vor sich ging: die Leinwand glitt von seinen Knien herab ins Gras, sein Oberkörper reckte sich, in die bleichen Wangen schloß das Blut, und mit verklärtem Auge blickte er in das vor ihm liegende Gebüsch. Plötzlich erhob er sich rasch, sammelte hastig einige lose Blätter, die der Leinwand entfallen waren, und verschwand dann schleunigst im Walde.

„Liebes Vöglein flieg weiter,
Nimm ein Gruß mit und 'en Kuß,
's hat a Sträußel im Schnabel
Und für d' Mama ein Gruß.“

„So heißt's ja gar nicht, Trina!“ rief ein anderes Kind. „Man muß singen: „Und ich kann dich nicht begleiten, weil ich hier bleiben muß“ — — geht Josef?“

„Ja, so heißt's, Georgle. Aber so, wie's Trina g'sungen hat, kann man auch singen; 's ist ja ganz gleich, wie man's singt“, ließ sich eine Männerstimme vernehmen.

„Nein, Josef, so wie's d' Trina g'sungen hat, ist's dumm. Pass' auf, Trina, so singt man:“

„s kommt a Vögel geflogen“

„Setzt sich nieder auf mein —“

Trina, der Josef hat schon wieder eine Forelle!“ unterbrach sich die Stimme plötzlich, und dann begann ein großer Jubel der sich immer mehr dem im Gebüsch Versteckten näherte.

Und nun tauchten zwei hübsche, blühende Kinder, ein Knabe und ein Mädchen im Alter zwischen sechs und sieben Jahren im Vordergrund auf. Sie trugen ein kleines Fischlägel und blickten in gespannter Erwartung auf einen Mann mit stark gerötetem Gesichte, der mit hochgehülpten, aber dessen ungeachtet von Wasser triefenden Beinkleidern und Sandbäumen im Wache stand und kumpfiger mit den Händen die unterhöhlten Ufer nach Fischen absuchte. Die Kinder brachen jedesmal in heile Jubel aus, wenn sich der Fische aus seiner gebückten Stellung erhob und in seinen mächtigen Fäusten ein rothbetuppter Fisch zappelte.

„Josef, wann fängst du einen Haifisch?“ fragte das kleine Mädchen.

„Da gibt es gar keine Haifische“, verbesserte der Knabe sein Schwefelchen. „Haifische, Seehunde und Walfische gibt es nur in der Donau, geht Josef, da gibt's schon Haifische?“

„Nein Trina, die gibts da nicht. Die Haifische würden ja alle Forellen und Krebse auffressen. In der Donau gibts auch keine Haifische und Seehunde! die gibts nur im Meer.“

„Wo ist das Meer?“ fragte die Kleine

„Das ist weit weg, Kind. So weit kann man gar nicht gehen.“

„Wie groß sind die Fische in der Donau?“ fragte der kleine Knabe.

„Da gibts große Fisch, Georgle, aber keine Forellen.“

„Sind sie so groß wie ein Kirchthurm?“

„Nein, so groß nicht. Die allergrößten sind so groß wie du.“

„Und wie du, geht Josef?“

„Nein, nur so groß wie du und 's Trina!“

„Geh Josef, die bösen Fische in der Donau haben unsern Papa aufgefressen?“ fragte die Kleine mit wichtiger Miene. „Warum hat man den wilden Fischen nicht den Leib aufgeschnitten und hat den Papa wieder herausgeholt?“

„Ja, weißt du, die Fische in der Donau können viel zu schnell — — so, Schlauchert, dich hab' ich!“ rief Josef plötzlich und ließ eine große und lebhaft mit dem Schwanz fuchende Forelle ins Läger gleiten.

„Ah — jetzt haben wir schon viele!“ rief der Knabe, indem er vor Vergnügen im Kreise umherhüpfte. „Mama! Mama!“ rief er auf einmal. „Trina, dort kommt die Mama!“

Auf dem Wiesenpfade, der sich durch die schmale Pflanzung zog, kam langsam eine junge Frau daher. Das grüne, elegant geschnittene Kleid und der weiße, auf den üppigen Haaren sitzende Strohhut ließen den zarten Teint und die feinen Züge ihres Gesichtes so jugendlich erscheinen, daß niemand die Mutter der beiden Kinder in ihr vermuthet haben würde.

„Schon wieder barfuß, Kinder! aber Josef!“ begann die Frau mit leichtem Vorwurf.

„Frau Hartfeld, man kann den Kindern nichts Besseres thun als sie barfuß laufen lassen. Da runter läuft man ja auf Sammet. Und der herrliche Tau! Ich bin bis zum Rücken zum Militär barfuß gelaufen und hab' deshalb meiner Lebtage g'sunde Füß l'halte. Man möcht' ja weine, wenn so junge Hüßel den ganzen Tag in der Strümpf und Schuh drin steden.“

„Ich kann doch die Kinder nicht barfuß laufen lassen, Josef. Was würden denn die Leute denken!“

„Wir sind doch auf'm Land! Sehen Sie, Frau Hartfeld, wie Sie im Alter vom Trina g'wesen sind, da bin i hundertmal mit Ihnen spazieren gange, naus aus der Stadt, in d' Schützen runter, und da hab i Ihnen jedesmal d' Strümpf und d' Schuh runter und nachher sind Sie g'hüpft und g'sprungen daß mir's Herz im Leib g'lacht hat. Dann ist leider Iher Mutter, Gott hab' sie selig, g'storb'n, und Sie sind zu der haben doch'n — Entschuldigungs, Frau Hartfeld! Bei der haben Sie freilich —“

„Mama, ich hab' a Silber'l g'funden! Da schau her, Mama!“ rief plötzlich das kleine Mädchen.

Die Kinder waren an den Baumstumpf gekommen, auf dem vorher der Fremde gesessen, und da hatte die Kleine ein weißes Körbchen entdeckt und aufgehoben.

„Josef, ich glaube es wird Zeit zum Heimgehen“, sagte Frau

Hartfeld, ohne den Hauch des Kindes zu beachten. „Komm, Kinder, wir gehen jetzt und pflücken einen großen und schönen Feld-Flammenstrauch für den Großpapa!“

„Mama, schau doch mein Bildchen an!“ drang das Kind beim Weggehen in die Mutter.

Die Frau nahm der Kleinen die Visitenkarte aus der Hand und las: „Georg Berger, Oberleutnant im Generalquartiermeisterstab.“

„Georg“, sprach sie leise und ein Schatten huschte über ihr Gesicht. Ein paar Augenblicke dachte sie darüber nach, wie die Karte an diesen abgelegenen Ort gekommen sein mochte, dann gab sie dieselbe dem Kinde zurück.

Der im Gebüsch versteckte Unbekannte aber sah der jungen Mutter und den beiden Kindern mit verzehrender Sehnsucht im Blicke nach und krampfhaft umschlossen seine Hände einen herabhängenden Buchenast. Bald war die liebliche Gruppe seinen Augen entschwunden, und aus der Ferne erklangen die Stimmen der Kinder:

Liebes Vöglein flieg weiter,
Nimm 'en Gruß mit und 'en Kuß
Und ich kann dich nicht begleiten,
Weil ich hier bleiben muß.“

Als der Gesang verstummte, sank der Unbekannte in die Knie und starrte wie ein Wahnsinniger in's Leere.

„Wittwe — todt!“ stöhnte er. Dann fuhr er sich mit den Händen in die dichten, kurzen Locken und warf sich mit dem Gesicht ins feuchte Gras.

Am grünen Gewölbe des Waldes sang und zwitscherte die kleine, gesiederte Welt. Das Bächlein erzählte, wichtigthuend, Kinderträume und Märchen, und ein zierliches Eichhörnchen äugte neugierig zu dem Mönne herab, dessen Körper ein heftiges, alle Nerven erschütterndes Schluchzen erbeben machte.

6.

„Es war einmal . . .“ Du Wort aus Kinderzeiten,
Wir schlürften dich mit Bonnezügen ein!
Doch trotzig wirft der Knabe dich bei Seiten,
Ihm gilt das stolze Wort: Bald wird es sein!
Des Jünglings Blick hängt an der Zukunft Tagen,
Was eben ist — der Munn er spürt es kaum,
Bald wird es sein: Ein störrig Hasten, Wogen,
Da plötzlich schreckt er wie aus wistam Traum:
Verklungen ist die zauberische Weise,
Er fühlt es, langsam geht die Fahrt zu Thal,
Und leise klingt im Ohr ihm leise, leise,
Das schlichte Kinderwort: Es war einmal — — !“

Ergriff sein Glas. „Prosit, Hartfeld! Prosit, meine Herren!“ Der jugendliche Sänger legte seine Gitarre neben sich und „Prosit, Schütz! Sehr schön! Jamboser Sänger!“ tönte es von allen Seiten, und die mit goldfunkelnem Weinwein gefüllten Gläser klangen aneinander.

Der aus Jäger-Offizieren bestehende kleine Kreis hatte sich in einen freundlichen, altdeutsch ausgestatteten Lokale zusammen gefunden, um den neubeförderten Kameraden Hartfeld der Sitte gemäß gehörig „einzuweihen.“ Durch die offenen Fenster strömte der Blüthenduft, und die Flammen eines mehrarmigen Kronleuchters erhellten den traulichen Raum und die fröhlichen Gesichter der Zecher.

Da der wohlbeleibte Hauptmann Schwarzwild als Vortester der Tafelrunde auf Dienstgespräche, Kartenspiel und klassische Vorträge hohe Ordnungsstrafen gesetzt und nur Sittenspiel und Gesang für programmmäßig erklärt hatte, so war die Stimmung unter der Einwirkung der starken Waldmeisterbotole bald eine fröhliche geworden.

„Schütz, alter Freund setzt ein lustiges drauf — eines, das jeder kann!“ rief der Hauptmann dem Sänger, einem flotten Unterleutnant zu, dem der Frohsinn und die Gutmüthigkeit aus den Augen leuchteten.

„Vorerst etwas Klassisches“, entgegnete dieser. „Ich unterwerfe mich selbstredend jeder Strafe, die Herr Hauptmann hernach über mich zu verhängen belieben.“

Schütz hatte sein Glas ergriffen und sich erhoben und begann nun mit seiner Pointur und wohlklingendem Organ:

„Ich grüße dich, kristallne reine Schale!
Du glänzt bei der Väter Freudenfeste,
Erheiterst die ernsten Gäste,
Wenn einer dich dem anderen zugebracht.
Der vielen Bilder künstlich reiche Pracht,
Des Trinkers Pflicht, sie reinweis zu erklären,
Auf einen Zug die Höhlung auszuleeren,
Erinnert mich an manche Jugendnacht.
Ich sehe dich, es wird der Schmerz gelindert,
Ich fasse dich, das Streben wird gemindert
Hier ist ein Saft, der froh und glücklich macht
Mit gold'ner Bluth, erfüllt er Deine Schale.“

Den ich bereitet, den ich wählte,
Der edle Trunk sei nun mit ganzer Seele
Als Festesgruß — Freund Hartfeld zugebracht!“

„Sehr gut improvisirt, Schütz! Ganz neue Ideen; gibt keine Strafe. . . Auerkennungsschluss, alter Freund!“ rief Hauptmann Schwarzwild, nachdem alle begeistert mit Hartfeld angestoßen hatten.

Lehter erwiderte mit einem Gegentrunk und begab sich dann zu seinem Freunde Schütz, um ihm für seinen poetischen Toast noch besonders zu danken.

„Georg“, sagte dieser, indem er Hartfelds beide Hände herzlich drückte, „schon lange hat mich nichts so sehr gefreut, wie deine Beförderung. Der selige Goethe wird mir verzeihen, daß ich seine herrlichen Verse Dir zu Liebe ein bißchen verunglümpt habe.“

„Das war ein hübscher Einfall, Karl, und wirkte mehr als eine Nohe. Mich freut am meisten, daß wir beisammen im schönen Passau bleiben dürfen. Ich habe immer eine Verlegung befürchtet.“

„Schütz, alter Freund, jetzt ein lustiges!“ rief der Tischälteste den beiden Freunden zu. „Ah, willkommen, Herr Baron“, wandte er sich gleich darauf an einen Herrn in Zivil der soeben unter der Thüre erschien. „Sehr angenehme Ueberraschung! Dürfen wir Sie einladen?“

„Mittheiler von Fernwoll“, stellte sich der Neuangekommene einzelnen Herren vor. Die meisten der Anwesenden begrüßte er als alte Bekannte.

„Kommne soeben aus München“, begann er dann, „und möchte bei meinem Onkel nicht stören. Werde hier übernachten. Die Herren haben ja Malwein? Ausgezeichnet! Was für ein festlicher Anlaß liegt denn vor?“

„Einweihung des Herrn Leutnant Hartfeld“, wurde erwidert.

„Gratulire, Herr Kamerad! — Wissen Sie bereits das Neueste, meine Herren? Hauptmann Berger ist Major geworden und kommt hierher als Bataillonskommandeur.“

Die Nachricht war allen neu und bewirkte freudige Ueberraschung und lebhafteste Erörterungen.

„Georg — unser ehemaliger Lehrer wird Kommandant!“ jubelte Schütz und drückte Hartfeld stürmisch an sich. „Du bist ganz sprachlos, Freund! Was sagst du zu diesem Glück?“

„Mich berührt dieser Zufall ganz selbstsam, Karl.“

„Menschenkind sprich mir nicht von Zufall!“

„Ich weiß, lieber Karl, du kennst den ganzen Wallenstein.“

„Diese Philosophie schöpfte ich aus meinem Leben. Ich bin fest überzeugt, daß das unbedeutendste Ereigniß im Leben und in der Natur unendlich weise vorbedacht ist. Muß muß eben den Blick, die Erkenntniß dafür haben.“

„Du bist ein Optimist, Karl. Es wäre schade, wenn du jemals anderer Anschauung würdest.“

„Georg — ich muß dir etwas erzählen. Ein reizendes, ideales Erlebnis. Wie du siehst, hat sich an der ganzen Tafel die Unterhaltung gruppenweise gestaltet, und wir können ebenfalls aggruirt miteinander plaudern. Du bist der Einzige, dem ich mein Herzensgeheimniß anvertrauen mag. Ich bin nämlich seit einem Jahre verliebt. Du hast keine Ahnung, welche Sehnsucht mich quält, wie unendlich ich mein Herzensbezauberung liebe.“

„Hast du auch Gegenliebe gefunden, und sind die Verhältnisse so, daß ihr Euch heirathen könnt?“

„Der letztere Punkt macht mir zunächst nicht die geringste Sorge. Ich bin ja gewiß kein Kröfus, aber mein Vermögen reicht hin, daß ich mit einem vernünftigen, sparsamen Mädchen anständig leben könnte.“

„Ist deine Auserwählte hier, in Passau?“

„Ich habe keine Ahnung, wer sie ist und weiß auch nicht, wo ich sie finden soll. Sie kennt mich noch gar nicht.“

„Das sieht dir gleich, Karl. Weißt du denn ob sie noch frei ist?“

„Du stellst entsehlliche Fragen, Georg! Frei ist sie ganz bestimmt noch. Dieser Engel weiß noch nichts von Liebe. Mein Gefühl trägt mich nicht. Das Mädchen gehört einfach mir für Zeit und Ewigkeit, das ist mein festester Entschluß. Ich sage dir, Georg, mein Herzensroman ist ebenso interessant, als ideal. Höre also: Ich war im vergangenen Mai, gerade vor einem Jahre auf einige Tage nach Oberstaufen beurlaubt. Auf dem Rückwege kam ich gegen Abend nach Ronsbrunn, und da ich noch zwei Tage zur Verfügung hatte, so unterbrach ich hier die Fahrt, um meinen Onkel, einen Lehrer, zu besuchen und mir bei dieser Gelegenheit das alte interessante Städtchen näher anzusehen. Da den Onkel den andern Tags sein Beruf in Anspruch nahm, so begann ich in aller Fröhe meine Spaziergänge. Die Stadt liegt am Fuße einer bewaldeten Anhöhe. —“

Kortsetzung folgt.

Ein Traum.

Ein süßer Schlaf sank auf mich nieder nieder,
Bald schwelgte ich im Reich der Phantasie;
Und Morpheus trug auf leichtem Duftefeder
Mich hin ins Land der Träume und der Lieder;
Belebt durch heil'ger Töne Harmonie.

Da schwebte nieder, hoch vom Sternentempel,
Ein Engel hold, in leuchtendem Gewand;
Zu seiner Harfe tönte mild und leise
Der schönsten Himmelslieder reinste Weise;
Die Friedenspalme ruht' in seiner Hand.

„Nicht will ich deinen sanften Schlummer stören!“
So sprach des Himmelsboten reiner Mund,
„Schlaf' sanft und süß, ich will dem Kummer wehren,
Ich werde trocknen deine Tranenzähren,
Ich werde um dich sein zu jeder Stund!“ —

Er schwang sich auf zu lichten Himmelshöhen,
Und sanft verhallte seiner Harfe Sang. —
Wer war der Engel? Darf ich es gestehen
In seinen Zügen hab' ich dich gesehen,
Ich hörte deiner Stimme Silberklang. —

Darf ich es wagen, diesen Traum zu deuten? —
Du Engelsbild, so hold, so süß, so rein,
Du wirst durchs Leben ferner mich geleiten,
Nach dir den Blick, so werd' ich sicher schreiten,
Du wirst mein guter Engel immer sein.

Der Papagei als Brautwerber.

Roman in vier Kapiteln von Ottomar Beta.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

IV.

Ich wartete eine geraume Zeit in der Equipage, die nun wieder vor dem Portale hielt.

Es wurde schon dunkel, ehe der Diener zurückkehrte und mir einen Wink gab, ihm zu folgen.

„Schnell!“ flüsterte er. „Ich habe erst die Alte entfernt, die Gesellschafterin, wie sie sich nennt. Jetzt finden Sie Fräulein Elinor allein in ihrem Zimmer. Einkaufen den Korridor hinauf, die letzte Tür rechts. Der Schlüssel steckt! Die beiden anderen Herren sind schon trunken. Er beabsichtigt heute noch mit seinem Mädel nach Amerika zu entfliehen. Eilen Sie, dann können Sie ihm zuvorkommen!“

Damit schob er mich die Stufen hinauf und entfernte sich um das Haus herum.

Ich kannte die Lage des vergitterten Zimmers und fand mich ohne Schwierigkeit zurecht. Mir bebte das Herz, als ich den Schlüssel umdrehte und leise öffnete. Es war halb dunkel im Gemach; aber ich erspähte eine mitten im Zimmer kniende Gestalt, welche die Hände vor dem Gesicht faltete. Mehrere Koffer standen umher, die offenbar kürzlich erst gepackt waren.

„Elinor!“ flüsterte ich. „Elinor, ich bin's, Ernst!“

Die Gestalt sprang auf, rang nach Atem; dann breitete sie die Arme aus und stürzte mir lautlos an die Brust.

„Ernst — Ernst — Ernst!“ flüsterte sie bebend, „und ich glaubte, er war's, um mich von hier fortzubringen. Gott weiß, wohin. Welche Angst! O, ich glaubte, Du hättest mich verlassen, er hätte Dich überzeugt, daß ich eine Wahnsinnige wäre. Ich glaubte, ich müßte sterben! Und nun Du — Ernst, mein Retter! fort — hinaus! Nur Lust! Ich ersicke hier! Ernst, mein lieber Ernst!“

„Nur fort,“ bebot sie. „Ernst, fort von hier! Nimm mich mit!“

Dann drückte sie ihre Lippen auf die meinen, und nun waren wir wirklich verlobt.

„Schnell einen Mantel, einen Hut!“ sagte ich.

„Man hat mir alles genommen,“ flüsterte sie, „seit vorgestern, weil ich nicht einwilligte, sein Weib zu werden, weil ich — — doch nur fort!“

Wir wandten uns der Tür zu. Da — o Schrecken! öffnete

sich diese, und auf der Schwelle stand Herr von Bergen. Es war so dunkel, daß er mich nicht sogleich erkannte.

„Emil, Sie hier?“

„Wer ist Emil, Herr von Bergen?“ fragte ich mit lauter Stimme. „Vielleicht Ihr Lakai? Was hätte er da wohl hier zu suchen? Nein, ich bin's, der Bräutigam, dieser Dame, der gekommen ist, von Ihnen Rechenschaft zu fordern. Wo ist der Herr Konsul? Führen Sie uns zu ihm.“

Einen Augenblick schwebte der verwogene Hochstapler. Trotz der Dunkelheit sah ich, wie er wankte. Er griff nach der Türkante, um sich zu halten; dann schien es mir, als wollte er sich auf mich stürzen, aber er hielt sich zurück. Seine Augen funkelten, fast wie die eines Tigers; dann knirschte er mit den Zähnen: „Verraten!“

Er mochte wohl einsehen, daß das Spiel aus war. Er durchschaute offenbar sofort, daß sein Scherz, sein getreuer Emil, ihn verlassen und zur Gegenpartei übergegangen war. Seine Rechnung hatte ein unheilbares Loch bekommen. Aber er war kein Mann der Gewalt, und seine übrigen Listen und schleichenden Mittel waren durchkreuzt. Er machte uns in der Tür Platz und sagte grinsend:

„Bitte, wollen Sie nicht in den Salon spazieren? Ich werde sogleich auch dort sein. Ich kam nur, um Elinor zu holen; das arme Kind, sie kennt ja den Weg.“

Dann zog er sich zurück. Er eilte die Treppe hinauf.

* * *

Elinor eilte mit mir den Korridor entlang zum Salon. Dort sahen wir den Konsul und den Dentisten beim Wein sitzen und lebhaft in englischer Sprache auf einander dreinreden. Als sie unserer ansichtig wurden, erhoben sie sich schwer und lachten uns entgegen.

„Na, endlich, alter Junge,“ lachte der Dentist.

„Ach, meine liebe Elinor,“ sagte der Konsul, nicht minder zungenschwer. „Nun, so irrsinnig, wie er sagte, bist Du denn doch wohl nicht. Er ist im übrigen ein famosser Kerl, dieser Bergen.“

Dann sanken sie zurück in ihre Stühle, und der Konsul erklärte in halbverständlichen Lauten, daß er so guten Wein noch nirgends und niemals getrunken hätte, selbst nicht bei Asor in der fünften Avenue in Newyork. Allmählich lachte er in immer unverständlicheren Lauten; endlich verstummte er völlig und streckte sich zum Schlaf; der Dentist war schon voraus einschlummert.

Es war offenbar: der Wein enthielt einen Schlaftrunk.

„Wir müssen fort!“ flüsterte Elinor. „Sie werden Dich überwältigen und dann —“

Ich zog sie mit mir ans Fenster und riß dasselbe auf.

„Hier hinaus!“

„Horch!“

„Ich höre den Wagen raseln!“

Da trat der Lakai ins Zimmer und winkte frohlockend:

„Er ist auf und davon!“

„Mit unserem Wagen?“

„Ja, Ihr Kutscher bringt ihn zum Bahnhof mit samt der alten Dame, die ihm das Haus führte. Es ist am besten so.“

„Dann allerdings!“

Elinor jubelte und jauchzte. „Glückliche Reise!“ rief sie zum Fenster hinaus in fassungsloser Freude.

* * *

Jetzt ist sie mein liebes, gutes Weibchen.

In den Zeitungen stand lakonisch zu lesen, daß wieder einmal ein Bankier und Vertrauensmann vieler reichen Leute den ungünstigen Konjunkturen, dem Krach, den eigenen waghalsigen Spekulationen, endlich sogar der treuen Ausdauer auf Seiten des Optimismus zum Opfer gefallen wäre. Er wurde zwar steckbrieflich verfolgt; aber es glückte ihm, sich zu verbergen. Zur Zeit soll es ihm in der neuen Welt nicht schlecht gehen. Eine Ehe mit seinem Mädel war in der alten Welt seine letzte Hoffnung gewesen, um einem vorzeitigen Zusammenbruch vorzubeugen. Ein solcher mußte eintreten, sobald er zur Rechenschaft über den Verbleib ihres Vermögens gezogen worden wäre.

Elinor war ein armes Kind, aber an Liebe so reich. Wer hatte mehr Grund als ich, den Verlust ihres Vermögens nicht zu beklagen?!

Die Tante aber schenkte uns das Haus mit dem Park. Sie erstand es auf der Subhastation. Dazu gab uns die Gute zur Hochzeit einige papierne Kleinigkeiten, die als Rückhalt im Leben besser sind, als Stahl und Eisen, und ihre Lora. Ohne sie wäre Elinor vielleicht nie gerettet, jedenfalls nie die Meine geworden, so wenig, wie ich glückseliger Staatsanwalt!



Ein Urteil des Grafen York von Wartenburg über die Reaktion der zwanziger Jahre. Einem Briefe Yorks an Valentin, datiert vom 26. Juni 1821, entnehmen wir folgende denkwürdige Stelle: Von jeher habe ich Kleist für den Mann gehalten, der dem Kriegsministerium am besten vorstehen würde; auch bin ich heute noch der Meinung. Daß Seine Erzellenz der jetzige Herr Kriegsminister seinen Posten nicht ausfüllen würde, habe ich gleich bei seiner Ernennung geglaubt; unter den gegenwärtigen verhängnisvollen Zeiten erfordert dieser Posten einen Mann von Ansehen und Charakter, keinen Mantelträger und Jochherrn. Aber, mein Gott, wo ist heute ein hoher Posten im Staat, der einen Mann an der Spitze hätte? Wo man hinsieht, findet man im hohen Ministerium nichts als Erbärmlichkeit, daher denn auch der Verfall des Staates mit Riesenschritten vorwärts schreitet. Es ist für den treuen Vaterlandsfreund ein herzzerreißendes Gefühl, die Rettung des Vaterlandes nur noch von der Barmherzigkeit Gottes erwarten zu können; von den Menschen von Gott verliehenen göttlichen Eigenschaften, der Vernunft und dem Willen, ist leider nichts zu hoffen — man sollte wahrlich glauben, es herrsche überall Verrätere!

Schneidergut und Schneiderblut. In einem der blühenden Gauen Südtirols, unweit Rovereth, ließ sich zu Anfang dieses Jahrhunderts ein armer Schneider auf einem unkultivierten Hügel nieder, den einige Bauern als ihr gemeinschaftliches Grundgut betrachteten, ohne es jedoch abzugrenzen oder auf irgend eine Weise zu benutzen. Sie schenkten dem Handwerker, dessen sie nötig bedurften, einen Morgen Landes voller Gestrüpp, und der Ansiedler lebte hier kümmerlich mit seiner Familie und einigen Ziegen, bis er einen Plan entwarf, um in den Besitz des ganzen umfangreichen Hügels zu gelangen, den er für einen besonders trefflichen Weinboden hielt. Er ging mit seinen Bauern und Winzern folgenden Vertrag ein: Für die Anfertigung eines Kleidungsstückes sollten ihm, je nach der Größe und dem Werte, zwei bis sechs Aeßen oder zwanzig bis fünfzig Stück Kartoffeln und so viel Grund und Boden eigentümlich überwiesen werden, als er zum Anbau benötigt sein würde. Bei diesem schäufel berechneten Erwerbe arbeitete er mit Weib und Kindern Tag um Tag und gelangte so nach einigen Jahren wirklich in den Besitz des Hügels, der bald im vollsten Reichtum prangte und eine Qualität Wein lieferte, die in der ganzen Gegend berühmt ward und den braven Winzer zum reichen Mann machte. Die schöne Besitzung führt seitdem den Namen „Schneidergut“, und der Wein erfreut sich unter der Firma „Schneiderblut“ noch, eßt des besten Renommés.

Marshall Zefebore wurde einst von einem alten Kameraden besucht, und dieser bewunderte nicht ganz ohne Neid den schönen Palast, die Equipagen und die zahlreiche Dienerschaft seines Freundes. „Parbleu“, rief er aus, „man muß gestehen, daß Du sehr glücklich und vom lieben Gott als Schötkind behandelt wirst.“ — „Möchtest Du dies alles haben?“ fragte der Marshall. — „Ja, gewiß!“ — „Das ist sehr einfach zu bewerkstelligen. Du steigst hinab in den Hof meines Hauses; ich stelle an jedes Fenster zwei Soldaten, die auf Dich schießen. Kommst Du davon, schenke ich Dir alles, um was Du mich beneidest. Auf ähnliche Weise bin ich selbst dazu gekommen!“

Eine teure Geige. Der Graf von Trautmannsdorf am Hofe Kaiser Karls VII. kaufte von Jakob Stainer eine Geige mit 33 Louisdor Anzahlung. Dabei verpflichtete er sich ihm auf Lebenszeit monatlich 20 Franken zu zahlen, ferner die Kosten für ein gutes Mittagmahl zu bestreiten, alljährlich ein goldbordiertes Kleid, zwei Commen Bier und zwölf Körbe Früchte zu liefern. Stainer lebte noch 16 Jahre, so daß die Geige dem Grafen etwa 22 000 Franken kostete.

Karl V. liebte die Geselligkeit so wenig, daß er am liebsten seine Mahlzeiten allein einnahm. Vor allem aber haßte er die Unmäßigkeit, die bei allen Festgelagen seiner Zeit sich geltend machte. Da trotz der oft wiederholten Befehle die Uebung der Mäßigkeit unter den Reichsfürsten keine Fortschritte machte, versuchte er, ob es ihm durch List gelänge, der verhassten Sitte des Zechens und Zutrinkens Einhalt zu tun. Auf dem Reichstag von Augsburg 1550 lud er die Kurfürsten und Fürsten zu sich in das Juggersche Haus und bewirtete sie kaiserlich. Nach aufgehobener Tafel aber sagte er zu seinen Gästen: Er habe an sie alle eine christliche, höfliche Bitte zu richten, eine Bitte, die weder wider Gott, noch wider jemandes Religion, noch auch gegen die Ehre streite; sie betreffe auch nicht Geld oder Gut. Bevor er sie aber ausspreche, möchten sie ihm die Zusicherung geben, daß sie ihm die Bitte erfüllen würden. Die Stände, nichts arges vermutend, zeigten sich begreiflicherweise geneigt, auf die Bitte einzugehen, da sie sich gerade in jener weichen, nachgiebigen Stimmung befanden, in der es schwer ist, etwas abzuschlagen. Da sprach zu ihnen der Kaiser: „Ich bitte nur, Ihr Fürsten wollet Gott zu Ehren, mir zu Gefallen und Eurer Seele und Euren Leib zum Besten doch wenigstens während der Dauer des Reichstages Euch des Volltrinkens enthalten, sondern Euch allenthalben nüchtern und mäßig beweisen, denn solches wird Euren kaiserlichen und fürstlichen Gnaden zur Gesundheit des Leibes, der Seele und selbst auch des Beutels gereichen, und gewiß werden dann auch unsere Verhandlungen weit besser von statten gehen.“ Die Ueberraschung war nun freilich groß in der Versammlung; aber das Wort war einmal gegeben, und keiner konnte mehr zurücktreten.

Der Tarantellanz. Der Aberglaube des Tarantellanzes ist noch heutigen Tages fast allgemein verbreitet. Man glaubt, der von der Tarantel Gestochene müsse tanzen, er möge wollen oder nicht, und deshalb holen die Spanier Musikanten herbei, die auf ihren Gitarren die „Tarantella“ spielen, immer schneller und schneller, bis der arme Tänzer unter verzweifelter Sprängen zu Boden sinkt. Je eifriger er tanzt, um so aufmunternder erschallen die Beifallsrufe und Aufforderungen der Zuschauer. Merkwürdigerweise verordnen auch die dortigen hochschulierten Mediziner den Tanz, indem sie das dadurch hervorgerufene Schwitzen des Leidenden als das einzige Heilmittel gegen den Tarantelbiß betrachten. Die Tarantel selbst ist eine einen Zoll lange Spinne mit rotem Bauch und schwarzgeflecktem Rücken. Ihre Augen sind, im Gegensatz zu denen aller anderen Spinnen, weich und fallen nach dem Tode zusammen; auch glänzen und funkeln sie, wie die Augen der Kake bei Nacht. Die Tarantel lebt in ihrer Heimat, dem südlichen Italien, Spanien und der Barbarei, in sumpfigem, lehmigem Boden, in den sie ihre senkrechten Höhlen gräbt. Hauptsächlich geht sie des Nachts auf den Gang der Insekten aus; mit dem Skorpion hat sie eine leichte Reizbarkeit gemein und wird dort, nebst diesem, mehr als alle übrigen stechenden Kerbtiere gefürchtet. Man fängt sie, indem man einen Gras- oder Strohalm in ihre Höhle steckt und sie damit fängt, worauf sie sich in diesen so verbeißt, daß man sie damit herausziehen kann. Ein heftig stechender Schmerz, ähnlich dem Biß einer Wespe, folgt dem Stich der Tarantel; der verletzte Teil schwillt in kurzer Zeit rot an, wird nach und nach dunkler und geht endlich in eine blaurote Farbe über. Ungefähr zwölf Stunden hält der Schmerz an, geht aber ohne weitere Folgen vorüber; denn noch niemals hat man gehört, daß der Verwundete daran gestorben sei.

Tristige Bekanntschaft. Borne sah einmal in Paris am Hause eines Perrückenmachers ein Aushängeschild mit folgender, Mitleid erregender Abbildung: Se. K. Hoheit Kronprinz Absalom hängt mit seinem 200 Sefel schweren Haupthaar an einer Eiche und schwebt zwischen Himmel und Erde. Der grausame Joab nimmt drei Pfeile in seine Hand und stößt sie Absalom ins Herz. — Hierunter nun stand der drollige Vers: „Contemplez d'Absalon le déplorable sort! S'il eût porté perruque, il évitait la mort.“ „Da hängt nun Absalom; den Tod bringt ihm sein Schopf. Trug er 'ne Perrücke nur, er lebte noch, der Tropf.“

Das verschmähte Angebot. Ein österreichischer Soldat geht rauchend an einem Wachtposten vorüber, der ihn anruft: „Kamerad, tu's Pfeifle auf, sonst seht es fünfundzwanzig!“ Unbekümmert geht der Raucher weiter bis zum nächsten Posten, der ihm dieselbe Warnung zu teil werden läßt: „Kamerad, tu's Pfeifle auf, sonst gibt es zehn!“ — „I tu's halt nit“, erwiderte der Ungehörige, „sind mir schon fünfundzwanzig geboten!“

Moltke wurde von einer hochgestellten Persönlichkeit gefragt, welchen Verlauf seiner Meinung nach der russisch-türkische Krieg nehmen würde und ob er nicht an die vollständige Unterwerfung der Türkei glaube. „Sicherlich werden die Russen siegen“, entgegnete der Feldmarschall, „aber ihr Führer muß die vier G besitzten, die jeder Heerführer haben soll.“ — „Was für vier G?“ — „Geld, Geduld, Genie und Glück“, entgegnete Moltke.